

DIE WARTENDEN

FELIX BUEHRER



Jeder Morgen war wie herausgerissen aus der Zeit und schien offen für Unheil. Banales bekam eine geheime Bedeutung. Und so sahen Sarah und ich dem Lastwagen, als er nach der Abgabe der Nahrungsrationen das Lager verliess, lange nach, bis der Staub sich gelegt hatte, bis der Lärm des Motors weg war, und das Lager wieder allein im Geräusch des Windes dalag. Meine Augen waren vom wochenlangen Warten vor der Stadt so verändert, dass sie fahle Fotos machen konnten. Wenn ich es zuließ, wurde, was sich in meinem Blickfeld zeigte – der Lastwagen, die Mauer der Stadt –, der Rückseite meiner Augenlider aufgedruckt, wo es dann ein, zwei Stunden säumte. In dieser Zeit brauchte ich nur die Augen zu schließen, und der Lastwagen trat als Bild nochmals hervor, jedoch als Glimmbild. Warum mich das Bild des wegfahrenden Lasters beunruhigte, war mir in diesem Moment noch nicht klar.

Wenige Tage später wusste ich, warum.

Es fing mit den Hühnern an, sodann griff es auf die wenigen Ziegen über, und bald blieben auch die Hunde mit aufgeblähten Bäuchen und von sich gestreckten Beinen im Staub auf dem Boden liegen. Schliesslich waren die Kinder und die Alten an der Reihe. Sie begannen zu fantasieren und konnten sich bald, röchelnd und speichelschäumend, nicht mehr von ihren Liegestellen erheben. Im Lager herrschte ein heilloses Durcheinander. Die Laster mit der Notverpflegung blieben weg. Die Fahrer fürchteten sich vor Ansteckung.

Eines Morgens kurz nach Tagesanbruch ballten und blähten sich Wolken am Himmel und verfärbten sich. Zunächst war da ein Grau, das allmählich ins Gelbliche überging, und zuletzt schob sich eine rote Wand den Horizont hoch, die sich über die Gegend zu wölben begann. Ringsherum glitt alles ins Konturlose, als unser Nachbar Youssou aus seinem Zelt kroch und stöhnend davor liegen blieb. Ich ging zu ihm hin, beugte mich hinunter.

Sarah kam mit zwei Männern zu Hilfe. Wir standen um Youssou herum, so wie wir schon um andere herumgestanden waren. Sarah zwang ihn, etwas Tee zu trinken, dann trugen wir ihn auf einer aus Zeltstangen gefertigten Bahre in die Nähe des Brunnens, wo eine Art Lazarettzelt für die Kranken errichtet worden war. Dort lagen Kinder und Alte auf ihren Matten. Manche der Angehörigen sangen leise, aber die Kranken schienen die Bittgesänge nicht zu hören. Die Luft im Zelt war süß und beizend zugleich. Einige knieten bei den Liegenden in der Hoffnung auf ein Zeichen.

Wir wendeten Youssou auf einer Matte von der Bauch- in die Rückenlage, und Sarah wischte ihm den Schweiß vom Gesicht. Youssou stieß alle Tabletten und jede Nahrung zurück, so wie einer auf der Flucht jedes Hindernis aus dem Weg räumt. Dann öffnete er seine Augen. Seine Pupillen reagierten nicht mehr auf Licht, sie weiteten sich zu starren Kreisen von Schwärze.

In den Gesichtern der Angehörigen sahen wir Trauer über den Tod der Geliebten, Verzweiflung über das geraubte Leben, über die Kinder, die nie geboren würden. Es war, als würde nun die Zeit nutzlos durch die Menschen hindurch rinnen. Leben wollten sie in der Stadt, wo sie nie gewesen waren. Hier im Lager, wo sie starben, da wollten sie nicht hin.

Viele versuchten, das Lager meist zu Fuß oder mit ihren Pick-ups oder alten Jeeps zu verlassen. Doch oft kamen sie nicht weit. Leer die Augen, hohl die Wangen. Misslungene Flucht der Beine, der Rippen, der Haut. Sie starben auf den Pisten der Wüste in erstickender Hitze. Da lagen sie kadaverstarr im Staub.

Wir trugen die Leichen in Tücher eingewickelt auf einen Hügel und begruben sie in Mulden, die anschließend mit Steinen bedeckt wurden, damit wilde Hunde sie nicht ausgräben. Als die Kräfte



schwanden, bedeckten wir die Toten nur noch mit einer Schicht Sand, in der Hoffnung, ein Sandsturm würde sie tiefer begraben. Dann kam ein heißer Wind auf. In immer heftigeren Böen wehte er Flugsand heran. Die Vorräte an Nahrung gingen zur Neige. Die internationalen Beobachter waren verschwunden, ohne dass jemand ihren Abzug bemerkt hatte und wusste, wohin sie gezogen waren.

Mir wurde immer klarer, dass wir alle, einer nach dem andern, hier vor der abgeriegelten Stadt sterben würden. Nicht am Staub des Wartens, sondern durch diesen tückischen Tod. Und wenn wir irgendwann eine lange Zeit als Tote hinter uns hätten, wären unsere Knochen immer noch aufgerichtet und würden weiterhin warten. Die Gebeine wären Zeichen des Wartens nach der Art treuer trauriger Hunde.